

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 6 (1916)
Heft: 22

Artikel: Die Frucht der Erziehung [Fortsetzung]
Autor: Waldstetter, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636967>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 22 — 1916

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 27. Mai

Zwei Gedichte von Hans Wagner.

Wir Schweizer.

Wir wollen nicht Macht und blutigen Ruhm,
Wir wollen des Friedens Heiligtum,
Daß unser Weib und unser Kind
In seinem Sittich geborgen sind.

Wir wissen weder Freund noch Feind,
Sind allen brüderlich vereint,
Sind allen nah und allen fern,
Sind Knechte nicht, und sind nicht Herrn.

Wir suchen durch die Dunkelheit
Den neuen Weg zur neuen Zeit
Und kämpfen gern um Sieg und Ehr —
Doch mit des Geistes Macht und Wehr.

Fremd und namenlos.

Laut tobt und lauter stöhnt der Schlachten Wut,
Und fern und ferner weicht des Friedens Gut.

Erschauend hört die Welt des Tods Gebrüll,
Und alle Völker tun, was keines will.

Und alle lechzen nach dem selben Ziel
Und setzen es allstündlich doch aufs Spiel.

Die Ehre wankt, und Lieb und Treue bricht,
Und eherne Gesetze gibt es nicht.

Was heute war, wird morgen nicht mehr sein,
Denn Trug ist Wahrheit, Licht ist Heuchelschein.

Und dunkel grollt's in des Geschickes Schoß,
Bis uns sein Strahl trifft — fremd und namenlos.

Die Frucht der Erziehung.

Erzählung aus dem Kleinstadtleben von Ruth Waldstetter.

3.

Für Lisbeth war es ein erwünschtes und freudiges Ereignis, als sie mit Vater und Mutter zum Basteifest gehen durfte. Gern hätte sie zwar der Vater von diesem gesellschaftlichen Anlaß noch ausgeschlossen; aber er mußte als Bürgermeister das Herkommen und seine Bräuche in Ehren halten und mit den erwachsenen Familiengliedern das Beispiel für die Teilnahme an der Feier geben.

Lisbeth trug ein neues weißes Sommerkleid und im Gürtel eine rote Rose. Als sie beim Fortgehen ihrem Bruder Erwin Adieu sagte, tat er verwundert die großen Augen auf und rief: „Du bist aber schön!“ Sie selber machte sich nicht viel Gedanken über ihre Erscheinung; es war ihr selbstverständlich, daß sie gut aussah. Sie freute sich von ganzem Herzen auf den Abend und ihre Freude krönte die feste Erwartung, daß sie Eberlin dort sehen würde, der jetzt Universitätsferien hatte.

Schon im Hinaufsteigen durch die feuchtkalten, von hängenden Petrollampen nur schwach erleuchteten Gänge, in denen bei scharfen Biegungen Licht mit Finsternis wechselte, spähte Lisbeth nach seinem Gesicht aus. Als sie aber auf der Terrasse ankam, nahm sie der neuartige Anblick und Trubel des Festes, das schon begonnen hatte, doch ganz in Anspruch.

Schon spielte die Musik und in der seltsamen Helle des Mondes und der Lichter drehte sich Paar an Paar auf dem Streifen geebneten Weges rings um die schmausenden Gäste. Es war ganz so, wie man es ihr beschrieben hatte: alles, was es im Städtchen an drolligen Gestalten gab, an zu Dicken und zu Dünnen, an zu Großen und zu Kleinen, an ungleichen Ehepaaren und an ältlichen Verliebten, das tanzte hier mit. Lisbeth freute sich an dem Anblick wie ein Kind im Theater. Und die Mutter, die in

einem steifen grauseidenen Kleid ruhig und würdig neben ihr saß, mußte sie ermahnen, ihre Ausrufe und ihr Lachen zurückzuhalten.

Bald meldeten sich Tänzer für Lisbeth. Und nun ging das Lachen erst recht an. Es gab unzählige komische Dinge bei den Festteilnehmern zu bemerken: da und dort hatte sich schon einer ein Käuschen angetrunken, dort walzte ein dickes Ehepaar unentwegt auf dem gleichen Fleck, allen andern ein Hindernis, und hier tanzten ein paar Fabrikmädchen mit gefuchter Eleganz, daß es zum Totlachen war. Zwischen dem Spötteln flirtete man ein bißchen und neckte sich. Lisbeth ließ es sich eine Weile in der übermütigen Fröhlichkeit wohlsein; nach und nach aber fing sie an, zerstreut zu werden und etwas wie ein Mißbehagen oder Heimweh drängte sich ihr in die gute Laune. Es kam ihr so vor, als wäre ihr ganzes Gebaren, ihre Munterkeit und ihre Unterhaltung mit den Tänzern nur ein Theaterpiel. Aber eben als dieses Unbehagen in ihr Meister werden wollte, bemerkte sie in der Menge Eberlins Gesicht. Sie fühlte, daß er ihren Blick gesucht hatte. Im nächsten Augenblick hat sie ihren Partner, sie zu den Eltern zu führen. Und dann saß sie neben der Mutter und wartete. Sie sah die komischen Tänzer nicht und machte keine lauten Bemerkungen mehr. Sie wartete und quälte sich um jede Minute, die unbenuzt vorbeiging.

Dann stand er einsmals da, begrüßte die Eltern und hat sie um einen Tanz. Sie machten stillschweigend ein paar Runden. Dann sagte Eberlin: „Ich habe mir gedacht, Sie müßten hier sein.“ Er brach den Tanz ab, bot ihr den Arm und führte sie aus dem Kreis der Menschen hinaus an den fernsten Rand der Terrasse, den nur der Mond dämmrig erhellte. Dort, wo eine der alten Kanonen zwischen den Zinnen hinauslugte und der Blick auf das ganze Land frei war, blieben sie stehen.

„Das, was wir da sehen, ist doch das schönste Land,“ sagte Eberlin.

„Glauben Sie das wirklich, und Sie sind doch weit gereist?“ fragte sie verwundert.

„Sehen Sie nur,“ sagte er leise und deutete auf das Land hinaus, das sich in blasser Helle unterm Mondlicht ausbreitete. Berge und Täler lagen fein abgezeichnet in ihren uralten Formen da; dazwischen wand sich der breite, dunkle Streif des Stromes. Da stand die vielgestaltige Erde in ihrer ehrwürdigen Ruhe, ohne Menschen und Tier, wie eine graue Vorwelt. Kaum daß da und dort ein schwaches rötliches Lichtlein eine menschliche Wohnung verriet. Eine kräftige, erdige Bergluft zog von den Hügeln herüber.

Lisbeth und Eberlin standen in der Mauerlücke zwischen den Zinnen, wo Musik und Lärm nur gedämpft herantönten. Im Abgrund hörte man das Gurgeln des Stromes, der am Felsen der Bastei brandete. Eberlin faßte die Hand seiner Tänzerin und hielt sie lange, während sie schweigend dastanden. Lisbeth war vollkommen glücklich; ein neues, warmes Gefühl durchdrang sie. Dann und wann drückte Eberlin ihre Hand fester und sie erwiderte den Druck. Erst als ein kalter Nachtwind durch die Mauerlücke fuhr,kehrten sie fröstelnd um.

Da lag zauberhaft der seltsame Festplatz vor ihnen. Im unstäten Schein der schwankenden Lampions saß eine bunte Gesellschaft, vom Kreis der Tanzenden umwohlt. Riesenhaft und schwer, in ungewisse Finsternis tauchend, erhoben sich im Hintergrund die Türme und Zinnen der Bastei. Im Mondlicht warfen sie langgezogene Schatten über den Festplatz, die das künstliche Licht nur ungleich erhellte. Die Töne der Musik schwellen und verflangen im Nachtwind. Man ahnte die weite Stille um den kleinen Kreis lärmenden Lebens.

„Ist Ihnen nicht kalt geworden?“ fragte Eberlin zärtlich.

Sie hatten nur eine kurze Strecke bis zu Lisbeths Eltern zurückzulegen. Eberlin hielt noch einmal den Schritt an. „Ich gehe jetzt heim,“ sagte er, „vielen Dank!“

„Sie gehen schon?“ fragte sie enttäuscht.

„Ich mag nach diesem nicht mehr bleiben,“ murmelte er.

Der Bürgermeister begab sich früh nach Hause; denn es war ihm peinlich, wenn bei festlichen Gelegenheiten die Leute sich in angeheitertem Zustand, den gesellschaftlichen Abstand vergessend, an ihn drängten. Lisbeth war erleichtert, als man aufbrach. Sie wollte allein sein, wollte noch einmal durchfühlen, was sie an diesem Abend empfunden hatte.

Es war ihr noch immer, als spürte sie Eberlins feste, ruhige Hand in der ihren, und als sie allein in ihrem Zimmer war, küßte sie ihre eigenen Finger, an denen sie noch einen fremden Duft zu verspüren meinte.

Sie stand am Morgen glücklich und angeregt auf, wie ein Kind nach der Weihnachtsbescherung. Schneller als sonst ging ihr die Hausarbeit von den Händen und singend hörte man sie im Garten, in Küche und Vorratskeller hantieren. Lisbeth war so wenig verwöhnt an Freuden der Jugend, daß ihr der eine Abend auf Monate hinaus für ihr Glück genügte. Sie hatte die Erinnerung, die mit der Zeit nur leuchtender wurde, während sie bei der stillen Hausarbeit, beim Nähen und Stricken, beim Staubwischen und am Herde ihre Gedanken wieder und wieder damit beschäftigte.

Eberlin war für sie ein Anderer seit der Sternennacht auf der Bastei oben. Sie sah in ihm nicht mehr den verschüchterten jungen Menschen, den sie halb bemitleidete; sein träumerisches Wesen war männlicher und freier geworden. Sie dachte an ihn, ohne an ihre Gedanken Wünsche und Hoffnungen zu knüpfen. Ihre Pläne reichten nicht weiter als bis zu den nächsten Ferientagen, für die sie auf ein schönes Wiedersehen hoffte.

Inzwischenkehrten ihre Freundinnen, die ein Jahr im Pensionat verlebt hatten, nach Grafenärd zurück. Sie kamen mit Plänen, die auch Lisbeth interessierten. Eva und ein paar andere wollten sich zu Weihnachten Fahrräder wünschen, um im Frühling in dem schönen, ebenen Stromgelände gemeinsame Ausflüge zu machen. Während der Wintermonate sollte ein englisches Kränzchen unter Aufsicht einer Engländerin abgehalten und klassische Literatur gelesen werden. Eva suchte eine Partnerin für Singstunden. Alle diese Vorschläge wurden auch Lisbeths Eltern unterbreitet. Wenn dann zur Teestunde die Familie versammelt

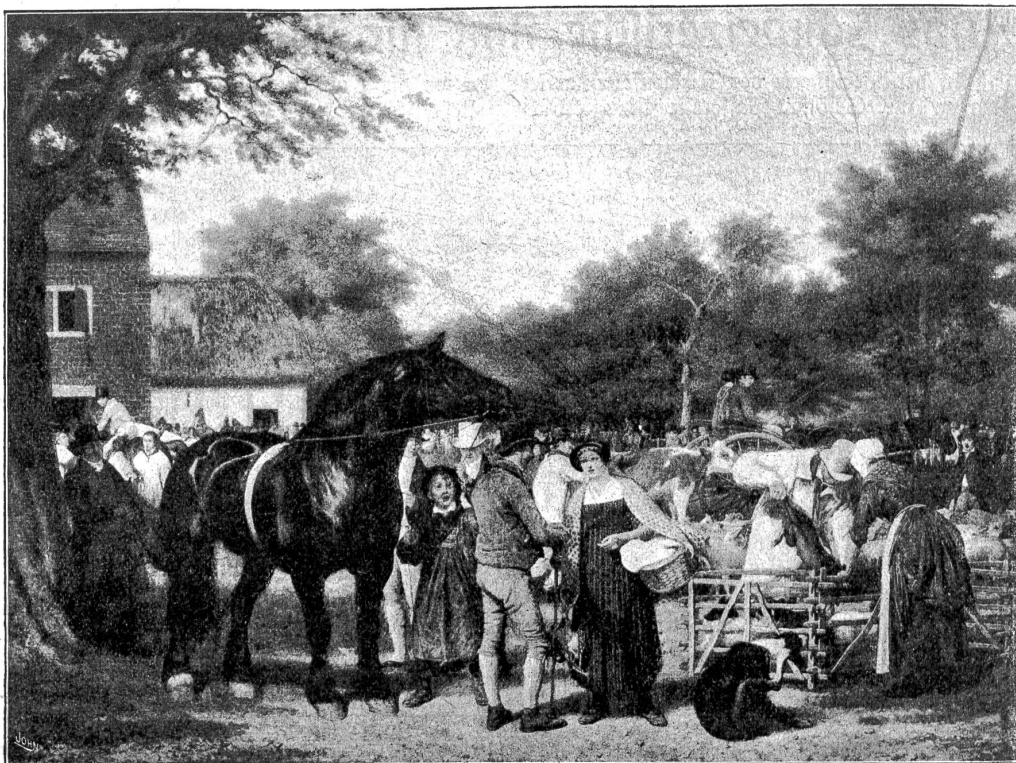
war, pfl egten der Bürgermeister und seine Frau der Tochter ihre Entschlüsse kundzugeben. Für die Idee, daß sich Lisbeth ein Fahrrad zu Weihnachten wünschte, hatte der Bürgermeister nur ein ungläubiges Kopfschütteln.

„Was? So eine Strampelliese will meine Tochter werden? Und mit Eva und den andern Mädchen willst du allein ins Land hinauslaufen? Nein, das mußt du dir aus dem Kopf schlagen, mein gutes Kind!“

Gegen das englische Kränzchen hatten die Eltern nichts einzuwenden und Lisbeth besuchte es eine Zeitlang. Aber es betrübte sie, wenn ihr die Mutter beim Fortgehen oder beim Nachhausekommen eine Bemerkung machte, daß sie immer fortlaufe, wenn sie zu Hause am nötigsten wäre. Sie fehlte nach und nach öfters im Kränzchen und blieb endlich ganz aus, was die Eltern stillschweigend billigten.

Von allen geplanten Unternehmungen fand die Singstunde bei den Eltern am meisten Beifall. „Eine sehr nette Beschäftigung für junge Mädchen und erfreulich für die Umgebung,“ sagte der Bürgermeister und gab sogleich seine Einwilligung. Die Singstunde wurde für Lisbeth ein ungetrübtes Vergnügen. Das Singen ward von ihrer Grafeneder Lehrerin weniger als eine Kunst denn als ein Zeitvertreib aufgefaßt und Lisbeth durfte von Anfang an Lieder und Arien nach Herzenslust lernen. Sie gab sie dann bei Familienfesten und an Sonntagen entweder allein oder mit Eva zusammen zum Besten, womit sie ihrem Vater jedesmal eine besondere Freude machte. Es sah auch wirklich sehr hübsch aus, wenn die große blonde Lisbeth und die rundliche brünette Eva zusammen sangen, den Blick aufs Heft gefenkt und die Lippen froh und andachtsvoll geöffnet. „Es gibt nichts Reizenderes,“ sagte der Bürgermeister einmal zu seinem Vetter, dem Architekten, „als junge Mädchen, die singend ihren Gefühlen freien Lauf lassen.“

Lisbeths Leben war nun auf Jahre hinaus in die gegebenen Bahnen geleitet. Es war keine Aenderung vorzusehen, als jene Eine, große, die dann und wann die überlegen und prophetisch lächelnden Tanten und Basen andeuteten und von der auch zwischen Lisbeth und ihren



Jacques Laurent Agasse. Das Pferd. (Museum in Genf.)

Aus dem Genfer Künstlerkreis, der um die Wende des 18. Jahrhunderts und anfangs des 19. Jahrhunderts Genfs Ruhm als Kunststadt begründete, ragt der Tiermaler Jacques Laurent Agasse (1767—1849) hervor. Er war ein Schüler Davids, des Hofmalers Napoleons I., und von Horace Vernet in Paris und war mit dem Genfer Porträtisten Massot und dem Malerphilosophen A. W. Zoepffer eng befreundet. Der Schweiz ging er dadurch fast verloren, daß er den besten Teil seines Lebens im Ausland — von 1800 bis zu seinem Tode in London — zubrachte. Die meisten seiner Werke sind denn auch in den englischen Galerien und Schlössern zerstreut. An das englische Milieu erinnert das obige Bild, das einen Markt in einer englischen Landgegend darstellt. Die sorgfältige Kostümbehandlung, die flotte Anatomie des Riesenpferdes im Vordergrund, die veristich verfeinerte Malweise überhaupt bezeugen den geschulten Klassizisten.

Freundinnen mit der Zeit gelegentlich die Rede war. Anfangs erwähnte Lisbeth wohl im Scherz diese Möglichkeit, ohne daß der Gedanke daran in ihrer Phantasie eine feste Bedeutung gewonnen hätte. Nur langsam fing sie an, die Vorstellung der Heirat in Beziehung zu ihrem jetzigen Leben zu bringen. Erst mit den Jahren, in unbewußter und gleichmäßiger Entwicklung mit der körperlichen Kraft und Reife zogen sich Gefühle, Pläne und Wünsche auf diese eine Vorstellung der Heirat zusammen. Und daß es nicht schädlich war, von solchen Gedanken zu reden, daß man über das Heiraten nur in Andeutungen und mit geheimnisvollem Lächeln sprach und stets so, als müßte diese Sache einst unerwartet als eine große Ueberraschung über die ahnungslose Lisbeth hereinbrechen, das entwidelte in ihr eine geheime Neugier und Spannung auf das verheißene zukünftige Ereignis. Die jungen Grafenederinnen von Lisbeths Jahrgang hatten fast alle irgend Eines im Sinn, der ihnen gut gefiel. Die Freundinnen kannten untereinander ihre Sympathien und neckten sich damit. Diese gelegentlichen Neigungen mit ihren Gegenwartsfreuden waren aber eine Sache für sich, an welche die jungen Mädchen kaum dachten, wenn sie sagten: „Wenn ich einmal verheiratet bin“ oder „wenn ich einmal Kinder habe“.

(Fortsetzung folgt.)